

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Zur Geschichte unserer Mark.

Die einst so stolze Münzeinheit des Deutschen Reiches, unsere Mark, ist infolge der traurigen Verhältnisse auf einen geringen Bruchteil ihres ehemaligen Wertes herabgesunken. Sie hat ihre Rolle zu Ende gespielt und wird über kurz oder lang einem anderen Zahlungsmittel weichen müssen. Die Mark kann auf eine bewegte Vergangenheit zurückblicken; sie war ursprünglich ein deutsches Münzgewicht, das aus dem alten römischen Pfund zu 12 Unzen hervorging. Im Anfang benutzte man Rohmetallgeld (Rohsilber oder Silberbarren), das man abwaog, als Zahlungsmittel. Damals erhielt das römische Pfund den Namen Mark (Mareca). Es fand bei den Franken Eingang, wurde jedoch bald auf zwei Drittel seines ursprünglichen Betrages (8 Unzen oder 16 Lot) verringert. Um eine weitere Wertverminderung zu verhindern, drückte man den Gewichtsfuß in ein Zeichen, eine Marke, auf, woraus die Bezeichnung Mark entstand, die zuerst 1042 vorkommt. Man nahm als Norm ein halbes Pfund kölnisches Gewicht, d. h. 16 Lot, an. Die kölnische Mark hat bis in die Neuzeit hinein als Einheit des deutschen Münzgewichts gedient. In Köln, der damals bedeutendsten deutschen Stadt, blieb seit Mitte des 11. Jahrhunderts die Hälfte eines Pfundes Mark; sie zerfiel in 12 Schillinge zu 12 Pfennigen. Am Ende des 12. Jahrhunderts war das Münzpfund (240 Denare) bereits auf den Wert einer kölnischen Mark (144 Denare) gesunken. Für eine damalige Mark konnte man übrigens 200mal so viel kaufen wie für unsere Friedensmark. Das älteste in Köln noch vorhandene Exemplar der kölnischen Mark wiegt 233,8123 französische Gramm, d. h. 0,467 6246 neue deutsche Münzpfund. In dieser Schwerkraft fand man die Mark 1830 in Leipzig ein. Die preussische Maß- und Gewichtsordnung von 1818 setzte die Mark, die in den verschiedenen Ländern sehr verschieden an Gewicht war, und z. B. in Wien 280, in Krakau jedoch nur 200 Gramm wog, auf 233,8556 Gramm, d. h. ein halbes preussisches Handelspfund fest. In diesem Betrage diente sie 1837 bis 1857 als Münzmaß der zum Zollverein gehörenden Staaten. Sie zerfiel damals in 288 Gramm zu 18 preussischen As, wonach eine Mark gleich 4808 preussische As war. Bei der Unklarheit der Münzverhältnisse vergangener Jahrhunderte mußte man schließlich das Geld wiegen; damals kam die Bezeichnung Pfund (1 Pfund Pfennige, 1 Pfund Heller) für einen an Wert sehr ungleichen Münzbeitrag in Aufnahme. Als das Pfund immer schwerer wurde, rechnete man nach Mark und im Kleinvorteil nach Groschen, die man nach Schod zählte. Aber auch die Einheitlichkeit des Wertes der Mark ging bald verloren. Es gab raube, mittlere, feine, bremische, kölnische usw. Mark. Am Ausgang des Mittelalters hatte man eine neue Münzeinheit in dem aus Florenz kommenden Gulden, der aber im Wert ebenfalls erheblich schwankte. Bis in das 17. Jahrhundert hinein galt die Mark in der Rheinregion als die gebräuchlichste Münze; sie zerfiel in 12 Bespfennige, 144 Heller und 288 Pfennige. Noch um 1480 hatte die Mark einen Wert von 717, 1551 jedoch nur noch von 380 Mark unseres vorfranzösischen Geldes. Besonderer Wert schätzte man die kölnische Mark, als Gold- und Silbergewicht war sie in Bayern, Württemberg, Hannover, Braunschweig, Schaumburg-Lippe, Oldenburg, Holstein-Lauenburg, Bremen, Hamburg, Österreich, Pfalz-Stein usw. noch lange im Gebrauch. Man unterschied sie nach der Legierung feine, raube und bötzige Mark (d. h. solche, welche nicht ganz rein war, aber auch keine absichtlich beigesetzten Substanzen enthielt). Seit Einführung des neuen Pfundes von 500 Gramm als Münzgewicht auf Grund des Wiener Münzvertrages von 1857 in den dabei beteiligten deutschen Staaten hatte die Mark nur noch in den Hansestädten Geltung. Dem Münzwirt war in den verschiedenen deutschen Ländern und Ländern machte die Errichtung des Deutschen Reiches ein Ende, nachdem galt die Mark, die in 100 Pfennige zerfiel, als Geldseinheit. Heute liegt unsere Mark, die als Silbermünze bekanntlich schon seit einigen Jahren nicht mehr im Verkehr ist, in den letzten Zügen. Möge ihr bald eine Austerlunda in verbesserter, wertbeständiger Gestalt beschieden sein!

Die blaue Blume.

Von Heinrich Feis.

Es war ein heller und sonnenfroher Tag, tausendfältig brach sich das Licht unter der kristallinen Dämmerung. Aus der weißlichmilden Glut der Strahlen, darin, die Säulen standen wie lichtgelbliche, breite Blöcke, trieb es den Jüngling fort in die freie Welt, den Pulsschlag des Lebens lauter und kraftvoller zu fühlen am Herzen der glühenden Natur. Frohgemut ausbreitend, ließ er hinter sich Arm und Dunt und wirtes Gemose der Menschen, der ewig Dastenden und Zeitgebundenen, zur Stille und sanft rauschenden Festschleier des Waldes die Sehnsucht gewandt und den unbeschwerten Wanderstern. Die Welt hatte sich mit den unsäglich farben des Sommers gekleidet. In hohen, laubgrünen Büscheln aufgeschossen wogte das Gras den Takt des leise kummenden Windes und das Häckeln und Wehen der alten Bäume raunte die dunkleren Töne einer mäßig anschwellenden Melodie.

Den Glanz und die Braut, den Duft und die Farbenfülle von Wäldern und Weiden tief einschlüpfend, schritt der Jüngling bald langsamer und ganz hingegen einem seltsamen Schauen, aller Zeit und Bodenlosigkeit entrückt; die Sinne weit aufgeschlossen den unerschöpflichen Wundern, die mit immer neuen Formen, Bildern und Gestalten seinem trunkenen Auge vorüberzogen. Da sprabte in schattengrüner Dichtung ein perlendes Quellwasser, plappernd Ziesprache haltend mit Büschen, Steinen und dem hüpfenden Sonnenlicht. Da flatterten buntschmetterlings leichtschwingig Falter, und von der Kuppel des Laubdachs nieder zwischerte mit vielstimmigem Trillern der Vögel lustfroher Jubelsang.

Mitten im dunklen Grün, von den Mauern hochstämmiger Bäume umfrießt, ganz von Sonne überglänzt, eröffnete sich eine Wiege, wie ein Teppich weich und bunt und mit zahllosen Blumen durchsetzt. Und lässig ins Gras gestreckt, lag der Jüngling da, dessen Wimpern und Lider kaum die überfüllte strömende Welle dachten. In all sein Wehen und Fühlen tauchte der Glanz des Himmelsblau, blendend fast mit dem unermesslich ausgegossenen Leuchten. Nur kurze, flatternde Gedanken trieben noch vorbei wie Federwölken vor der Sonne, dann glitt der Jüngling in stiller, ruhiger Einsamkeit einer Traumtiefe zu, die alles Wesen rings umfließte mit zartestimmigen Schleiern aus Sonnengold.

Aus Traum und Betäubtheit sich lösend, öffnete der Jüngling die Lider zu freierem Blick in die Weite über Graslände, Waldrand und Himmelsbogen und begriff, alscham in sich selbst verwandelt, mit diesem Blick eine neue, wunderbare Schau. So nahe, daß seine ausgestreckte Hand sie pfücken konnte, fand er zu seiner Seite eine blaue Blume von seltener, fremder Schönheit und von süßem, köst-

lichem Duft. Fast in unbewußter Regung geschah es, daß er die Blüte brach, sie zwischen den Fingern hielt mit zartem Atem und sie betrachtete mit einem Ahnen, gleichsam als habe diese schöne und selbstsam geformte Blume tragend wie ihm Wunder und Geheimnis zu offenbaren. Er wußte nicht, was es leicht Verwirrung der Sinne im überhellen Glanz, dies Empfinden, selbstsam gemischt aus sonnenfalter, lichttrübender Müdigkeit und verborgener, neugieriger Erwartung, das seine Augen trübte: vor seinem Blick verströmte die Schönheit der Farben zu einem einzig zitternden Strahlenkain von Fittergold. Dann aber aus schwebendem Sonnendunst hob sich ein klareres Schauen, und den Jüngling dünkte, er sei gleich den alten Bäumen, dem Murmelquell und den Wiesentümpeln wurzelhaft dem Wald verwoben, heimlich seit längst in der Festschleier des großen, atmenden Schweigens. Von allem, was der Wind in den Blättern raunte, was die Gräser zitterten, was die lächelnden Blütenköpfe träumten und der Quell geschwätig murmelte, ward ihm Wissen und Verstehen: nichts fremd mehr, ein jedes vereint in dem gleichen, flümmenden Pulschlag der Freude und des atmenden Glücks. Teil zu haben an dem unerschöpflich schöpferischen Leben.

Über die Sonnenfläche der Wiese huldte das Märchen mit den traumverlorenen Augen der Sehnsucht ein Gefolge umscharte es von mannigfaltigen Wunderwesen, von leichtfüßigen Elfen, stillen Blumenkindern und drohlich verkrüppelten Wurzelgiganten, es lebte der ganze unendliche Wald, alle seine Wesen ausdendend aus dem Dämmerwald der Verborgenheit. Von den flatternden Schleiern, den nidenden Köpfen und tanzenden Gliedern ging durch das Gras ein Wirpen und Wogen, ein Wiegen und Gleiten, der Wind hauchte, Fint und Ansel trillerten drein und der Wald strich den Bach. Nachend aus dem gutmütig-breiten, wetterbraunen Gesicht hatte auf einem Weidenstumpf der große Pan und blies die Blüte zu dem frühlichen Spiel. Und die Blüte waren da, gefüllt mit stolzem Geweihe, schönausgalt und geschmeidige Rehe, rotbraune Füße, und vertraulich die langen Ohren gestielt, lauschten die kleinen Fäulen; zueinandergerichtet alle und durcheinandergemischt, als sei Furcht und Schen von ihnen genommen, mit einem klaren Gefühl des Friedens und der Sicherheit, daß im Allverbundenheit des Lebens nicht Bosheit, Not und Doh mehr gelte einander zu verfolgen, zu tilgen und zu töten.

Die sinkende Sonne rührte fast an die höchsten Wipfel der Waldbäume und auch mit rötlicher Glut ein sanftes Licht über die Wiese, indes die Schatten wuchsen: da straffte der Jüngling sich empor und die Arme breiterstreckt, trank er nach einmal in sich den fröhlich-herben Laubgeruch, den würzigen Blütenduft der Gräser und den reinen Sonnenatem. Die blaue Blume barg er an seiner Brust, da er heimwärts wandte den wohlvertrauten Pfad entlangschritzt, in Sinn und Herz ein frohes Nacherleben all des Schönen und Wunderbaren, das der leuchtende Tag ihm dargebracht. Je näher er der Stadt kam, um so ferner und weicher schien hinter ihm der sonnenhafte Traum zu verwehen, und es fiel über ihn wie Wehmut und Furcht vor einem dumpfen und fallenden Zwang, der herrlich fordernd schon Gewalt über seine Seele nahm. Wieder umschloß ihn das steinerne Meer, fallend die gleichgerichteten Strahlenfluchten, die tappte sein müder Schritt. Die letzten Farben des Tages erloschen in trübgedämpftem, zaghaftem Grau. Um die breiten Mauerlinien waren Säulen der Dämmerung geschlungen. Der Jüngling mit plötzlicher Einengung laste nach der blauen Blume, die er noch an seiner Brust verborgen bei sich trug. Da seine Hand den weitgewordenen Blütenkelch berührte, zerfielen die kleinen Blätter unter seinen Fingern und flodten wie dünne Nischenreste nieder in den Straßensaub, den seine Füße traten.

Die Brieftasche.

Von Peter Robinson (München).

Für sogenannte Belastungsproben ist die menschliche Ehrlichkeit heutzutage ein wenig geeignetes Objekt, sprach der junge Vinsinger. „Das heißt: Objekt ist eigentlich nicht das richtige Wort, da es sich ja um einen abstrakten Begriff handelt, aber immerhin — na ja, Sie wissen schon, was ich meine. Viellecht kann man sogar Objekt sagen — ich habe aber keine Lust, weiter darüber nachzudenken. Wenn Sie wüßten, wie mir der Schadel brummt! War das wieder mal eine Nacht im Klub! Der viele Sekt und die verdammte vielen Zigaretten und das blödsinnig viele Weh beim Fokern! Mit dem Sekt und dem vielen Rauchen war's in nicht so schlimm gewesen, aber noch das Weh dazu — das zusammen vertragen ist nun einmal nicht. Es muß an meiner Konstitution liegen. Wenn ich so eine hübsche, nette Summe gewonnen habe, dann macht mir alles andere nichts, aber — ja, wovon sprach ich doch? Ach so, von der Ehrlichkeit.“

Ja, ich habe also die Erfahrung gemacht, daß im allgemeinen die Ehrlichkeit während der vierundzwanzig Stunden des Tages ziemlich schwankungen unterworfen ist, gerade so wie das Fieber. Wenn es anfängt, dunkel zu werden, dann läßt es nach. Das heißt: ich glaube, ein Fieber steigt dann gewöhnlich ab, — aber das kann ich jetzt nicht so genau überlegen, weil mir doch der Schadel so brummt. Je weiter die Nacht fortgeschritten, desto schwächer wird die Ehrlichkeit. Bloß deshalb ist mir die Geschichte mit meiner Brieftasche passiert, — am hellen, hellen Tag wäre das ganz unanständig gewesen. Es war aber so zwischen 2 und 3 Uhr in der Nacht. Da kam ich nämlich vom Klub nach Hause, — in einem Auto, das ich glücklicherweise erwischte hatte. Das war das einzige Glück, das ich in dieser Nacht hatte.

Ja, ich freige also vor meinem Hauke aus. Die Straße ist ganz leer, kein Mensch ist zu sehen. Der Chauffeur nennt brummend irgend eine Summe, die ich aber nicht verstehe, weil der Motor so rattert, denn der Mann will ja gleich wieder weiter. Ich nide aber zustimmend, und dann schreie ich: „Na, schon — aber dann seien Sie doch erst mal so gut und leuchten Sie mir ein bißchen! Mir ist nämlich eben meine Brieftasche da in Ihrem Wagen hingefallen — ich weiß nicht, ob sie auf dem Sitz liegt oder auf dem Boden. Sie werden ja wohl ein paar Hundbölzer haben.“

Ja, und nun stellen Sie sich vor: kaum habe ich das gesagt, was tut da der Kerl, der Chauffeur? Er fährt einfach los, — einen ordentlichen Satz macht der Wagen, und dann steigt er auch schon die Straße entlang und ist gleich um die nächste Ecke verschwunden.“

Das Erlebnis des jungen Vinsinger erregt Kopfschütteln. „Donnerwetter! Und wie viel war denn in der Brieftasche drin?“

„In welcher Brieftasche?“

„Na, die im Auto lag. — mit der der Chauffeur durchbrannte.“

„Ach, Unfann, es lag ja gar keine Brieftasche im Auto“, sagt da der junge Vinsinger. „Das war mir nur grade so eingefallen. Warum hätte ich denn überhaupt meine Brieftasche rausgeben sollen? Da hatte ich ja nichts mehr drin, aber auch gar nichts mehr. — Ich hatte ja alles verliert.“

Tragödien im Urwald.

In seinem Reisebuch „Im Lande des Dju-Dju“ (Verlag Aug. Scherl, Berlin) gibt Hermann Dehner, der kurz vor dem Kriege die Steppen und Urwälder des nordöstlichen Kamerun durchforstet hat, Kunde von den erschütternden Tragödien in jenen unerschlossenen Bezirken, wie sie von Sklavenjägern und einander grausam bekämpfender Eingeborenenstämme betäubt worden sind.

An den Abhängen des Schebicht-Gebirges am oberen Kamfluss fand Dehner völlig entvölkerte Gebiete, und wo Niederlassungen von Eingeborenen noch vorhanden sind, vermag sie nur das bewaffnete Auge wohlversteht zu entdecken. Die Dörfer und die sie bildenden Hütten sind auf ein Mindestmaß der Bewohnbarkeit zusammengedrumpft. Der auf den Dorfplätzen herrschende Schmutz wird noch durch den des Hütteninneren überboten. Der im Kamflussgebiet hat sich eine Tragödie von den erschütterndsten Ausmaßen vollzogen. Sowohl in der Kamebene, auch östlich des Grenzwalls hat der Mensch seine Herrschaft wieder an die Tierwelt und die Vegetation abtreten müssen. Auf Schritt und Tritt sieht der Forscher auf die Ruinen der einst von Menschenhänden aufgeführten Werke, bei jedem Schritt röhrt er gewaltige Rubel aller Antilopengattungen auf, wie sie in einer solchen Massenansammlung nicht so leicht wieder anzutreffen sind, und jeden Schritt muß er dem plätschernden, überwucherten Gelände abkämpfen. Kein Wad bringt mehr in die Waldsavanne ein, so daß Dehner große Trupps Träger und Soldaten, mit Haumessern und Äxten bewaffnet, voranschicken mußte, um das Vordringen in den Busch Schrittweise zu erleichtern. Auch ihre Kraft verlor sie in dem außerordentlich breiten, urwaldähnlichen Galeriewaldland, das den Raolumen nahezu 50 Kilometer Stromaufwärts begleitet. Der Hüttenbau, der sich über den 25 Kilometer breiten, rasch fließenden Fluß wölbt, schneidet den Fluß jedes Sonnenlicht ab, wodurch das Wasser so abgekühlt ist, daß auch die paar Europäer der Kolonne, die nach der unerträglichen Hitze des Savannenwaldes nach Abkühlung suchten, das Schwimmbad in dem kühlschönen Fluß nach einem einmaligen Versuch wieder aufgaben.

Glaubte Dehner zuerst, daß Epidemien, vor allem die Malaria, die Bevölkerung ausgerottet haben müßten, so wana ihn der Anblick der menschlichen Trümmerstätten auf dem Grenzgebirgswall, dieses Urteil als voreilig zu ändern. Denn was bedeutet die zahlreichen konzentrischen Ringmauern, auf die die Expedition nahezu auf jeder Kuppe, oft auch auf dem unerforschlichen Gipfel traf? Diese Fundamente, auf denen noch teilweise der brüchig gewordene Aufbau stand, die hier noch aufgetürmten Felsblöcke, dort schon eingestürzte Mauern, zeigten nur zu klar, daß sich auf diesen Festungen der letzte Verweilungsstempel von Mensch gegen Mensch abgespielt hatte. Hinter diesen konzentrischen Anlagen, nach der Mitte des ehemaligen Dorfes sich verengenden Ringwällen suchten sich die unglücklichen Wesen, nachdem sie aus der äußerst fruchtbaren Kamebene vertrieben worden waren, der vollständigen Verdrängung zu erwehren. Einen Verteidigungswall nach dem anderen mußte der übermächtige Angreifer erobern, bis sich das zusammengeklammerte Häuflein der Verteidiger ergab, in dem inneren Verteidigungswall, dessen Durchmesser oft 5 Meter kaum überschritt, im hartnäckigen Nachkampf sich abschlagen oder in die Sklaverei abführen zu lassen.

Die herrschenden, mit ihrer Fruchtbarkeit zum Siedeln einladenden Hochlandchaften, die man bis weit nach Kamerun hinein überleben konnte, waren entvölkert. Nur die Ruinen größerer und kleinerer Ortschaften, von Wällen und Gräben umzogen, lagten Zeugnis ab, daß auch hier vor nicht allzu langer Zeit der Mensch gehaust, Felder angelegt und im friedlichen Verkehr zum Nachbar gestanden hatte. Die kläglich überreste der diesem Fortschrittstempel Entnommenen bilden zehn kleine verstreute Dörfer, die so verstreut angelegt sind, daß der Unkundige unzählige Male an ihnen vorbeizugeht, ohne die ärmlichen, in dem urwaldähnlichen Galeriewald verborgenen Rundhütten zu entdecken. Unendlich kläglich ist auch das Leben und Treiben dieser letzten lebendigen Zeugen einer ehemals reichten Bevölkerung. Scheu und Bergweisung halten sich auf den Gesichtern der wenigen schwachgebauten Männer, deren die Expedition nur mit Mühe habhaft werden konnte. Die traurige Vergangenheit ihres Stammes hat die Überlebenden so mittraulich gemacht, daß sie sogar in dem Nachbar ihren Todfeind sehen und den Ausrottungskampf unter sich nun weiter führen. Die Kenntnis der Welt reicht für diese Menschen kaum bis an das Nachbardorf herab, mit dem sie in einem noch näheren Marktwort leben. Was weiter abwärts, ist der geschworene Feind.

Die mächtigste Person ist der Ortsbewohner, der die Geheimnisse des Dju-Dju kennt, der Jäuber. Seine Gewalt über die äußerst oberflächliche Dorfgenossenschaft hängt von seiner Fähigkeit ab, mit ihrer Leichtgläubigkeit kein Spiel zu treiben. Jede Krankheit, jede Seuche, jeden Unfall, den plötzlichen Tod eines Einwohnern weiß er dem bösen Blick eines unheimlichen Stammesgenossen zuschreiben. Er bringt es oft fertig, daß einen Nachbardorf, bald einen eigenen Dorfbewohner zu verdrängen. Sofortiger Tod oder Verkauf als Sklave an die durch die Ebene ziehenden Hauskinder ist seine Forderung, die stets durchdringt. So vollzieht sich unaufhaltsam der auch durch Bodenepidemien und andere Seuchen beschleunigte Untergang dieses Duffa-Tschamba-Nikwotles, dessen Blüte einst in gemeinsamer Abwehr gegen die ortsfremden Eindringlinge geblüht worden war, dessen farge Überbleibsel sich heute selbst zerfleischen.

Sternschnuppe.

Von Arhur Silbergleit.

Die Nacht hatte längst einen Stern geboren. Im Dom des Himmels hielten die Winde eine feierliche Meise. Die Nacht selbst, die Mutter, lang am Hüften. Indes war die Geburt ihres Kindes einer Mondfrau, einer weißen Wolke, überlassen. Die war mehr um die Hüllen ihres Gewands als um das Kind bekümmert. Da besaß sich der junge, aufstrebende Stern voll Neugier zu sehr aus der Wolke und fiel ins Tal. Durch die offenen Fenster des Doms sah die Nacht die Augen ihres Kindes immer näher den Erdenleibern entgegenfunkeln. Selbst die Winde hielten erschrocken inne und wagten kaum, Atem zu holen. Wie versteinert stand die Nacht an den offenen Fenstern des Doms und barte, wie ihr Kind mit einem selbstsam leisen Lachen, aus dem sich wohl noch im Tod die Liebe zur Mutter rang, in die frühen Arme eines Winkels sank. Da nahm die Nacht sich mit ihren anderen Kindern einen dunklen Trauerflor, und sie hüßte sich ein. So verbarnte sie lange schluchzend, und nur die weißen, betauten Blüten des Tals wußten von ihren Tränen.

Reise und Verkehr

* Der Hotelportier als Genie. So mancher Reisende hat schon den Mann in der Portierloge eines großen Hotels bewundert, der inmitten des allgemeinen Gewimmels seine unerlöschliche Ruhe bewahrt, mit keinem Blick das ganze Getriebe zu regieren scheint und auf jede Frage Auskunft gibt. Man kann daher wohl sagen, daß ein guter Hotelportier — wie der Künstler — nicht erzogen, sondern geboren wird und daß zur Ausfüllung dieses Postens ein besonderes Genie gehört. Die höchsten Anforderungen an diesen Beruf werden an die internationalen Portiers gestellt, die im Winter in einem Luxushotel Ägyptens am Fuß der Pyramiden die Touristen beraten und im Sommer in einem der großen Schweizer Hotels ihren Posten ausfüllen. Von der Vielgestaltigkeit ihrer Fähigkeiten plaudert ein Globetrotter in einem englischen Blatt: „Der Portier verfügt nicht nur über eine erstaunliche Sprachkenntnis, sondern er ist auch der ideale Beamte eines Reisebüros, weiß genau, welche Exkursions-Schlafwagen führen und Anstufung an einen anderen Zug haben, wo der Seilwagen einsteigt, wo die Zollrevision stattfindet, wo die besten Hotels in irgend einem Teil des Erdballs zu finden sind, er gibt Auskunft über die schwierigsten Vorfälle. Unbegrenzt scheint seine Orientierung zu sein, obwohl er niemals seinen Posten verläßt und man sich nicht vorstellen kann, woher er so genau Bescheid weiß. Er gibt jeden Auskunft in der Umgegend genau an und teilt mit, wie man sich am praktischsten dafür einrichtet; er kennt die einzelnen Geschäfte und weiß, wo man bestimmte Dinge am besten bekommt; bei ihm holt man sich Rat in allen Lebenslagen. In Geld- und Wechselfragen ist er ein unübertrefflicher Spezialist. Heute, wo die Valuta fast aller Länder mehr oder weniger außer Rand und Band geraten ist, bedarf es wirklich schon eines Genies, um zu wissen, wie gerade die Währung eines Landes steht, welche Geldsorten noch im Umlauf sind usw. Neben den Fähigkeiten eines geübten Bankiers besitzt er die eines Detektivs. Verleumdungsbüchsen und Diamantbrotschen, die von den Gästen seines Hotels verloren werden, vermag er allein wiederzubeziehen, und es ist auch seine Aufgabe, auf die Gäste selbst ein wachsames Auge zu haben. Solche erfahrenen Portiers sind die gefährlichsten Feinde der internationalen Hochstapler und Diebstahls, die sie auch in der Verkleidung wiedererkennen. Der Berufsbefähigung findet bei dem Portier die beste Unterweisung. Menschenkenntnis ist überhaupt keine wichtige Begabung. Mit unsäglichem Verstandesreichtum muß er tagtäglich umgehen und muß Diplomaten genug sein, um in einer ärmlich gekleideten alten Frau, die sich selbst ihren Koffer herbeibringt, die exzentrische Millionärin zu erkennen, die die teuersten Zimmer bezahlen kann. So liebenswürdig und geduldig er gegen die Gäste ist, so streng und energisch ist er gegen seine Untergebenen. Kein Wunder, daß ein solches Portiergenie oft ein Kleinfürstlein bekommt, das eines Staatsministers übertrifft, und daß er, während er bei seinen in seiner Portierloge throniert, schon längst ein großes Hotel sein eigen nennt.“

Welt und Wissen

* Zu den merkwürdigsten Schöpfungen der Zeitungswelt gehören zweifellos diejenigen Blätter, die die kühne Idee verwirklicht, mit dem eigentlichen Nutzen der Zeitung noch einen praktischen Wert des Blattes zu verbinden. So erschien 1861 die erste Nummer von „Bertholds politischem Handbuch“, einem Blatt, das auf Kaliko gedruckt war und nach dem Lesen nach zum Abtrocknen der Hände benutzt werden konnte. Dieses Blatt, das natürlich keine Entlohnung dem Entfall eines schlaun Engländer verdankte, maß 18 1/2 Zoll und wurde in London für 4 Pence verkauft. Einen ähnlichen Gedanken nahm ein Blatt auf, das 1849 in Greenock herauskam. Es hieß „Greenock News Clout“, war auf feiner Leinwand gedruckt, und der Herausgeber zielte seinen Lesern die Zeitung, wenn sie sie ausstudiert hätten, als Taschentuch zu benutzen, das die Druckschwärze nicht abfärbte und man sich beim Abtrocknen auf das Blatt das Tragen eines besonderen Taschentuchs ersparen könne. Die größte Zeitung, die jemals erschienen ist, war die „Illuminated Quadruple Constellation“, die 1859 in New York herausgegeben wurde. Das Blatt maß in der Höhe 8 1/2 Fuß und 6 Fuß in der Breite und bestand aus 8 Seiten, von denen jede 13 Spalten aufwies. Diese Zeitung war so schwer, daß man sie kaum halten konnte, und 40 Leute arbeiteten acht Wochen daran, um sie fertig zu stellen. An der Spitze des Blattes ist zu lesen, daß dieses Zeitungsungeheuer nur einmal in jedem Jahrhundert erscheinen soll. Vor dem Krieg erschien im Kaufhaus eine Zeitung, deren Druck so klein war, daß man sie nur mit dem Vergrößerungsglas lesen konnte. Ein einzigartiges Blatt war auch das „Journal der Reine“, das früher in Paris herauskam. In der Anfangsperiode wurde behauptet, daß die Zeitung ein „lang empfundenes Bedürfnis“ befriedige und da sie „Freund und Berater für alle die sei, die ihre Reine in gutem Zustand erhalten wollen, und für alle, die irgend eine Krankheit oder Leiden an ihren Reinen haben“. Das Blatt sah die ganze Welt unter dem Gesichtspunkt der Reine an und behandelte die menschlichen Gewerkszeuge beider Geschlechter vom medizinischen, hygienischen, ästhetischen und tänzerischen Standpunkt.

* Wie Forscher die Natur beurteilen. Von Königen wird berichtet, daß er gelegentlich gesagt habe, die Natur sei heimtückisch. Diese auffällige Äußerung gibt Ernst Haeckel, in dem „Sozialistischen Monatsheften“ die Stellung großer Naturforscher zur Natur zu beleuchten. Königen mag wohl mit seiner Auffassung gemeint haben, daß die Natur dem Forscher immer wieder einen Strich durch die Rechnung für seinen Reichtum macht. Er war von diesem Mißtrauen gegen die Natur so beherzigt, daß er selbst an der Wahrheit seiner eigenen Forschungsergebnisse zweifelte und es daher nur selten über sich brachte, sie zu veröffentlichen. Der große Gelehrte hätte sich offenbar der Natur als Gegner gegenüber, vor dem man jederzeit auf der Hut sein müsse. Andere Forscher haben zur Natur mehr Vertrauen. So führt Haeckel den Ausdruck eines bekannten Philosophen an, der erklärte, die Natur sei ganz einfach, und je mehr man dahinter käme, um so einfacher lösten sich alle Rätsel. Ein solcher Gelehrter hält sich am ehesten mit der Natur im Bunde. Er hält sich für einen „Sohn der Natur“, wie das Goethe ausgesprochen hat, und naht sich ihr mit der hoffnungsvollen Eingabe wie ein Kind seinem Vater. Besonders Mathematiker scheinen zu der Ansicht hinzuneigen, daß die Erfindungen der Natur eine gewisse Verwandtschaft mit einfachen Gedankenfiguren haben: ein großer Teil der Erträge der theoretischen Astronomie und Physik sind diesem Glauben zu verdanken. Wieder andere Naturforscher haben den Eindruck, mit der Natur zu spielen; sie meinen mit dem Kirchenvater Augustin, daß die Natur unergreiflich sei und daß ihre Tätigkeit mit dem Spiel des Kindes am Meer zu vergleichen sei, das mit einer Rutsche Wasser schöpft. Newton hat nach manchen Äußerungen zeitweilig zu diesem Typus gehört. Viele modernen Naturforscher haben zur Natur in ihrer Gesamtheit überhaupt kein Verhältnis: sie beschäftigen sich mit lauter Einzelheiten, und in der Aufstellung winziger Teilerscheinungen erschöpft sich ihre Tätigkeit; andere wieder treten der Natur mit ausgeprochenen Herrschergefühlen gegenüber; sie wollen sie unter ihre Gewalt zwingen oder

auch eine beherrschende Theorie schaffen, die alle Naturvorgänge regelt.

* Der höchste Sinn des Wildes. Von einem Sinn des Wildes, für den der Mensch keinen Begriff und darum auch kein Wort hat, berichtet Eismund von der Plank im „St. Hubertus“. Er hat zwei Damhirsche beobachtet, die in dem Revier Hültensee bei Streß in freier Wildbahn gingen. Die Hirsche dieser Gegend sind in der Nähe des Dorfes umgattert, und in den Zäunen haben die Besitzer Türen angebracht, die sie manchmal zu schließen veranlassen. Von dem Kohl, der innerhalb der Gatter gebaut wird, bleiben auch im Winter Überreste. „Ich habe festgestellt“, schreibt von der Plank, „daß im Winter zwei Damhirsche eines Nachts durch eine offen gelassene Tür in die umzäunte Felder nach einem alten Kohlfeld gekommen waren und dort geist hatten. Sie waren von ihrem Tagesstand, der von der betreffenden offengelassenen Tür ziemlich weit ab liegt, fast schnurstracks auf die Tür zu und durch sie hindurch gelaufen, ohne vorher zum Windholen herumzutreten und auch ohne vorher am Gatter nach einer Lücke zu suchen. Robber wußten die Hirsche, daß die Tür offen steht und daß dort bessere Nahrung war? Da es sich den Hirschen nach um mehrjährige Hirsche handelte, konnten sie letzteres aus Erfahrung wissen. Fabelhaft ist aber, daß sie wußten, heute Nacht ist dort eine Tür offen.“ Vorher am Gatter geist hatten die Hirsche nicht. Der Tagesstand der Hirsche ist über 1 Kilometer von der Tür entfernt. Ob die Hirsche auf so weite Entfernungen Wind bekommen, weiß ich nicht. Vom Menschen ja, aber von altem Kohl und einer offengelassenen Tür? Ähnliches wird wohl auch beim Rotwild zu beobachten sein und Schwarzwild. Die rücksichtslose Verfolgung und die Ernährungsschwierigkeiten, die Hochwild manchmal erleidet, hat bei ihm einen Sinn ausgeprägt oder geschärft, der es so etwas finden läßt, ohne lange zu suchen.“

Neue Bücher

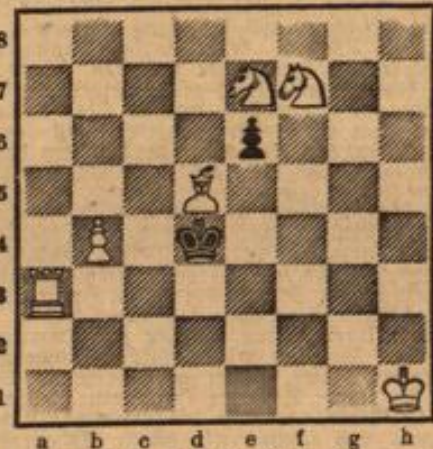
* Die Klagen: „Die Klagen“. (Hans Schneider Verlag, Berlin.) Ein Buch, so originell und ohne Gegenstück in der Literatur, daß es annimmt wie ein Stück aus einem neuentdeckten Erdteil. Ein Hirt mit seinen Hunden in den Bergen, auf der Prärie, Sonne, Nebel, Einsamkeit, Tiergeräusche, nichts mehr. Und doch ein Buch so spannend, so lebendig bis zum letzten Wort, daß man sich rettungslos darin verliert. Wer eine Zeitung wieder Mensch und Tiergeschick werden will, muß dieses Buch lesen. Es ist so edel wie die Natur, die kein Menschliches verflüchtigt und ebenso einfach wie sie. Dem Buch hat sich Richter eine

Spiele und Rätsel

Schach.

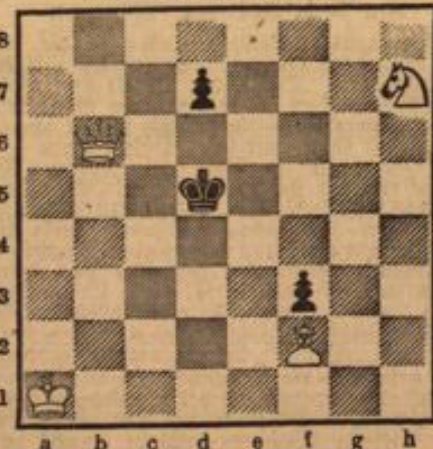
Bearbeitet von R. Wadesweiler.

434. Ernst Schellenberg in Wiesbaden.



Weiße: Kh1, Ta3, Ld5, Se7, f7, Bb4; Schwarz: Kd4, Be6.
Matt in 3 Zügen.

435. Ernst Schellenberg.



Weiße: Ka1, Db6, Lf2, Sh7; Schwarz: Kd5, Bd7, f3.
Matt in 4 Zügen.

434, 435. Der Namen Schellenberg hat in der deutschen Schachliteratur besten Klang. Bekannt in allen Schachkreisen war der kürzlich verstorbene Dresdener Paul Sch.; sein „Lachschach“ ist ein weit verbreitetes Buch. Und nun unser einheimischer Schachdichter Ernst Sch. Seit Jahren ist er ein immer willkommener Mitarbeiter des Problemteils der „Deutschen Schachzeitung“, viele seiner dort erschienenen Probleme sind in größere Sammelwerke, auch ausländische, übernommen worden. Seine Schachschöpfungen verraten sicheren Positionsblick, volle Kenntnis der Kompositionstechnik und ein feines Gefühl für die Schönheit des Schachbildes. Ihr hervorstechendes Merkmal ist sparsame Anwendung des Figurenmateriale und die Vorliebe für die Verwendung der weißen Springer. Dadurch wird die Lösung nicht immer leicht, erfreut dann aber durch die Schönheit und den reichen Wechsel der Mattbilder. Die beiden Nummern beweisen es. Nr. 434 ist ein besonders feines Kabinettstückchen. Die Schachspalte dankt für die Uebersetzung der beiden Originale.

Morphy über das Schach.

„Das Schach ist nie etwas anderes gewesen und kann nie etwas anderes sein als ein reines Erholungsmittel; es sollte daher nie zum Nachteil wichtigerer Beschäftigungen getrieben werden und niemals den Sinn seiner Anhänger ganz einnehmen.“ (Morphy.) Wann war Erholung je nötiger als jetzt? Und wer böte sie besser als das Schach? Im

Reihe seiner Federzeichnungen beigezeichnet. Es bedeutet eine wertvolle Bereicherung der „Reiseführer aus allen Zeiten“, die der künftige Reisende trotz ihrer widrigen Umstände herausbringt.

* Prof. Dr. Ernst Schulze: „Organisatoren und Wirtschaftsführer“ (H. W. Neudruck, Leipzig.) Professor Dr. Ernst Schulze, der Rektor der Leipziger Handels-Hochschule, hat mit der Zeitgelehrten und aufbauenden Kraft deutschen wissenschaftlichen Geistes in seiner (eben bei Neudruck erschienenen) Schrift „Organisatoren und Wirtschaftsführer“ zum erstenmal das Problem an der Wurzel gepackt. Mit tiefgründigem Denken und weitem Blick untersucht er, welche Eigenschaften der Organisator und darüber hinaus der Wirtschaftsführer besitzen muß, und zeigt, wie die bloß verstandesmäßige Regelung wirtschaftlich-sozialer Fragen regelmäßig mit großem Mißerfolg endet. So entwirft auch der Krebskranke der Überproduktion, den er ein besonderes Kapitel widmet. Das Buch bringt Erkenntnisse und Anregungen in Fülle. Jeder im Wirtschaftsleben Stehende, ob Politiker, Volkswirt, Industrieller, Kaufmann, überhaupt jeder denkende Mensch, wird dieses fesselnde Buchlein mit Interesse lesen.

— Deutsches Musik-Jahrbuch. Herausgegeben von Prof. Dr. C. F. W. Zelter. (H. W. Neudruck, Leipzig.) Das Buch hat eine Reihe von bekannten Vertretern der Musikwissenschaft, Kritik und Theaterkunst zur Mitarbeiterschaft um sich geschart und ihre Betrachtungen und Berichte über die Bewegung im deutschen Musikleben der Gegenwart — zu einem fesselnden Bande vereinigt. Mit einem fesselnden Mahnwort „Karte Scheidung“ — nämlich dessen, was deutsch und undeutsch in der Kunst ist — leitet Hans Pfitzner das Jahrbuch ein. Prof. Wilmanns, Dr. Moser, Dr. J. Anger, Prof. H. Lehmann, Dr. Steininger u. a. bringen die wichtigsten Probleme des modernen Musikwesens in glänzend geschriebenen Essays zur Sprache. Dem Rheinisch-Westfälischen Opern- und Konzertwesen wird ausgedehnte Berücksichtigung zuteil, die betreffenden Berichte wird man mit Interesse verfolgen: „Rheinisch-Westfälische Musik“ (Prof. Dr. C. F. W. Zelter), „Die Musik in Köln“ (Dr. W. Jacobs), „Opern- und Konzertleben in Wiesbaden“ (Prof. Otto Dorn), „Musik in Darmstadt“ (Dr. J. Anger); natürlich sind auch die großen Musikzentren Berlin, Dresden, Stuttgart usw. vertreten. Von den jüngeren Komponisten finden Schumann, J. S. Bach und Gregor Eingangscharakteristik. Eine Bibliographie-Zusammenstellung aller in den letzten zwei Jahren erschienenen Kompositionen und Musikschriften von Bedeutung — macht den Schluß des wertvollen Musik-Jahrbuchs. O. D.

* Ludwig Hellmuth: „P. W. 3123“. Bekanntlich und Phantasien eines suspendierten englischen Kriegsgefangenen innerhalb und außerhalb der 5-Meilen-Grenze. (Deutscher Auslandverlag Walter Baumbach, Hamburg.) Ludwig Hellmuth, ein deutsch-englischer Schriftsteller, der seit Jahrzehnten in London lebt, gibt in seinem (eben erschienenen) Werk „P. W. 3123“ eine Charakteristik des Deutschen und des Engländer. Teils mit feinem Humor, teils mit beherrschender Ironie verpackt, schildert er die Ereignisse der letzten Jahre in ein ganz neues Licht zu rufen. Sein Werk ist mehr ein Buch zum nachdenklichen Lächeln als zum rücksichtslosen Lachen und dürfte das gleiche Interesse im In- und Auslande finden.

Anblick der Miniaturwelt des gefelderten Brettes versinkt die Umwelt mit all' ihren quälenden Sorgen, ihren häßlichen Geschehnissen, ihren kindlich großen verblödenden Zahlen. Am kaleidoskopartigen Wechsel der Schachbilder entzückt sich das Auge, entrückt der Geist. Von den leichten Wellen des Spiels getragen, findet er am Jungborn der Schönheit die Frische wieder, die ihm die Tagessorgen geraubt. So wirkt das Schach, wenn man die Warnung Morphys beachtet. Denn groß ist der Reiz des seltsamen geistvollen Spiels: Knabe, Jüngling, Mann und Greis können ihm verfallen. Caissa, die Schachfee, kann zur Undine werden, zur Loreley. Morphy hat es selbst erfahren und bitter gebüßt. Er starb früh in geistiger Umnachtung, wie viele sagen, infolge der Ueberanstrengung beim Schachspiel. Seine Worte mögen Beachtung finden.

Nr. 201. Eine Verlustpartie Anderssens gegen Dufrane, den bekannten Verfasser des verbreitetsten Schachlehrbuchs.

Die wenig bekannte Partie wurde von Niamzowitsch in der „Baltischen Ztg.“ veröffentlicht: Weiß: A.; Schwarz: D. 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, Sd4; 4. Sxd4, exd4; 5. Lc4, Sf6; 6. a5, d5; 7. Lb3, Lg4; 8. f3, Se4; 9. 0-0, d3; 10. fxd4? (Dell [N.] Lc5+; 11. Khl, Sg3+; 12. hxg3, Dg5; 13. Tf5, h5! und gewinnt.

Nr. 202 u. Nr. 203. Parteeinstellungen aus dem Meisterturnier in Ostrau.

Zum Kapitel: Ergötliches aus der Meisterpraxis.

Weiße (Euwe): Kf2, Dg4, Tf1, Lc8, Ba2, b2, e3, f3, g2, h3; Schwarz (Spielmann): Kh8, Dc5, Te5, Sc1, Ba6, b7, c6, d5, g7, h6. Weiß machte den unglaublichen Zug Dd4?? und verlor nach Dc2+ die Dame.

Weiße (Hromadka): Ke4, Tc1, d4, Bb5, g4, h3; Schwarz (Euwe): Kh8, Tc3, e2, Bc2, g7, h6. Weiß mußte Kd5 spielen, zog aber 1. Kf4? und wurde matt: 1. g5+; 2. Kf5, Tf3+; 3. Kg6, Te6+; 4. Kh5, T×h3#.

Lösungen in nächster Nummer.

Rätsel.

Bilderrätsel.



Silbenverschieberätsel.

a, fuchs, got, hi, i, ka, ka, lenz, list, mar, ne, ni, o, re, ten.

Aus vorstehenden Silben sind 7 Wörter zu bilden, welche bedeuten: 1. Griechische Stadt, 2. Genußmittel, 3. weiblicher Name, 4. revolutionäre Partei, 5. Raubtier, 6. Jahreszeit, 7. weiblicher Name. — Die Wörter sind untereinander zu schreiben und seitlich so zu verschieben, daß zwischeneinander liegende senkrechte Buchstabenreihen eine monatlich regelmäßig wiederkehrende Erscheinung auf finanziellem Gebiet ergeben.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 210:

Problem „Der Sackträger“: Arbeit ist des Lebens Würze. Silbeneinsatzzätsel: ter; Wetterglas, Vaterhaus, Munterkeit, Bitterfeld, Unterricht, Vaterland, Otterhund, Butterbrot, Ritterschlag, Metternich, Winterschlaf, Kleinstertopf. — Wanderrätsel: Ost, Rost, Rest, West.

Richtige Lösungen sandten ein: Lotti Brauner, André u. Victor Cassedanne, Elise u. Wilh. Fuchs, Carl u. Helmi Hüttel, Ottokar Keller, Erich Scharschmidt u. Edgar Schleyer, Walter Wirbelbauer, sämtlich in Wiesbaden.